

ILLUSTRATION: RUDI SANDBILLER

## Fast Präsident – Amerikas Verlierer

Der mächtigste Mann der Welt. Oder die größte Niete. Der Grat zwischen Sieg und Niederlage im US-Wahlkampf ist schmal, zweite Chancen sind selten VON DANIELA MEYER, USA\*

IM NIEMANDSLAND, im Nordwesten des US-Bundesstaates Kansas, im staubigen Städtchen Norton wird mit einem Denkmal an die erinnert, die Amerika lieber vergessen würde: die Versager. 59 Porträts hängen dort an der Wand der First State Bank. „Gallery of Also-Rans“ – die Galerie der Niete – steht darüber. In knapp zwei Wochen wird ein neues Konterfei hin-

zukommen. Zeigen wird es den amtierenden Präsidenten Barack Obama oder – so kurz vor der Wahl ändern sich die Prognosen fast täglich – seinen Herausforderer Mitt Romney. Amerikas nächster Verlierer steht schon bereit. Insgesamt 60 Männer haben seit Thomas Jefferson, mit dem die Galerie 1796 beginnt, dann um das Amt des US-Präsidenten gewetteifert –



1900  
William McKinley: 292  
William Jennings Bryan: 155



Sieger (farbig) und Gewinner der Präsidentschaftswahlen seit 1900, Rot für Republikaner, Blau für Demokraten



1904  
Theodore Roosevelt: 336  
Alton B. Parker: 140



1908  
William Howard Taft: 321  
William Jennings Bryan: 162

und sind gescheitert. Fast Präsident. Fast der mächtigste Mann der Welt. Fast.

Wer kennt heute noch Horatio Seymour oder John W. Davis? Selbst an die bekannteren Loser wie Adlai Stevenson oder Henry Clay, der gleich dreimal antrat, erinnert sich fast niemand mehr. Dabei haben diese Männer Großes geleistet, ihr Land mehr geprägt als mancher Präsident. Sie brachen Tabus, riefen neue politische Bewegungen ins Leben. Sie entwarfen Ideen, die damals als unrealistisch galten, Jahre später aber geltendes Recht wurden und Amerika für immer veränderten.

Am 6. November wird in den USA zum 57. Mal seit 1788 gewählt und damit entschieden, welcher Kandidat als Erster zu den Wählern – seinen Befürwortern und Gegnern – sprechen muss. In Amerika ist das traditionell der Verlierer. Bevor der neue Präsident bejubelt wird, muss der Unglückliche die sogenannte Concession Speech halten. Ein Äquivalent dazu gibt es hierzulande nicht, auch keine eindeutige Übersetzung. Concession bedeutet Zugeständnis oder Entgegenkommen. Während dieser Rede gesteht der Verlierer öffentlich seine Niederlage ein und gratuliert dem Gewinner.

„Eine Wahl endet nicht damit, dass der Gewinner seinen Sieg, sondern der Verlierer seine Niederlage zugibt“, sagt Scott Farris, ehemaliger Kampagnenmanager und Autor des Buches „Almost President“. Ein dramatischer Moment und der Grundstein der amerikanischen Demokratie. Ohne das Eingeständnis des Verlierers – so hart es für ihn auch sein mag – brähe das System zusammen. Unruhen wären nicht ausgeschlossen. Als Beispiel nennt Farris das Rennen von 2008, in dem der Re-

publikaner John McCain gegen den Demokraten Barack Obama antrat und verlor. Die Stimmung war aufgeheizt, Obama der erste schwarze Präsident der USA, Sohn eines kenianischen Muslims. Während seine Anhänger ihn als modernen Messias feierten, nannten seine Gegner ihn einen Radikalen, ja manche gar einen Terroristen.

## Die Mär von der zweiten Chance

Bereits die vorangegangenen Wahlen 2000 (Gore versus Bush) und 2004 (Kerry versus Bush) waren knapp ausgegangen, das Land tiefer denn je gespalten. „Hätte McCain auf Obamas Sieg mit Verbitterung reagiert, hätte er politisches Chaos verursacht. Seine Anhänger hätten Obama nicht als neuen Präsidenten akzeptiert“, so Farris. Stattdessen trat McCain auf die Bühne, sprach von einem historischen Moment, nannte Obama respektvoll „mein Präsident“ – nachdem er ihn zuvor wochenlang mit Dreck beworfen hatte – und stellte damit die Einheit im Land wieder her. Zumindest bis zum nächsten Wahlkampf.

Dem Land, der Partei zuliebe müsse man seine Emotionen verdrängen, bestätigt der frühere Gouverneur von Vermont, Howard Dean, der 2004 als Kandidat der Demokraten antrat und bereits in den Vorwahlen gegen seinen Parteigenossen John Kerry ausschied. Obwohl Kerry zuvor eine böse „Stoppt-Dean-Kampagne“ gefahren hatte, unterstützte Dean ihn später bei seinem Kampf ums Weiße Haus. „Ich wäre lieber selbst Präsidentschaftskandidat geworden, aber es hat nicht geklappt. Also musste ich Kerry helfen“, sagt Dean. „Wichtiger

als meine Gefühle war es, Präsident George W. Bush zu schlagen.“ Ein Plan, der trotz Deans Aufopferung nicht aufging.

Europäische Maßstäbe darf man bei alledem nicht ansetzen. Der Patriotismus, die Medienpräsenz, die Emotionen, die Aggressivität, mit der in den USA Wahlkampf nicht nur gegen politische Gegner, sondern auch gegen Parteifreunde betrieben wird, ist hierzulande den meisten fremd. Ebenso wie der Umgang Amerikas mit seinen Verlierern. Während die Mär von der zweiten Chance weiter besteht, sieht die Realität – vor allem in der Politik – ganz anders aus. „Amerika ist ein großartiges Land, wo jeder Präsident werden kann – außer mir“, sagte der Republikaner Barry Goldwater 1964, nachdem er gegen Lyndon B. Johnson verloren hatte. Vielen Verlierern sprach er aus dem Herzen. „Wer einmal im Hauptrennen als Präsidentschaftskandidat antritt und verliert, ist verbrannt“, glaubt auch Bill Richardson. Der Exgouverneur von New Mexico, der als Botschafter der Vereinten Nationen mit Diktatoren wie Saddam Hussein oder Kim Jong Il verhandelte, hatte 2008 die Chance, erster hispano-amerikanischer Präsident zu werden. Doch Barack Obama stahl ihm die Show.

Richardson schied in der Vorwahl der Demokraten gegen seinen Parteifreund aus. Und obwohl er ein enger Vertrauter der Clintons war, unterstützte er im Anschluss nicht Hillary, sondern Obama – weil er ihn für „etwas Besonderes“ hielt. „Bill hat mir das nie verziehen“, sagt Richardson, „er redet bis heute nicht mit mir.“ Dafür sicherte Richardsons Unterstützung Obama die Stimmen der hispanischstämmigen Wähler. Richardson selbst hat der Politik den Rücken gekehrt – vorläu-

fig zumindest. Eine erneute Kandidatur schließt er nicht aus, denn ins Hauptrennen habe er es ja noch nicht geschafft. Aber: „Wer die enormen Anstrengungen eines Wahlkampfs kennt, überlegt genau, ob er sich das nochmals antut.“ Im Hauptrennen tritt tatsächlich kaum jemand mehrmals an. Erfolg beim zweiten Versuch hatte seit 1968 lediglich Richard Nixon. Die meisten Kandidaten – gerade noch angefeuert und gefeiert – verschwinden nach ihrer Niederlage in der Versenkung.

Oft will selbst die eigene Partei mit den Versagern nichts mehr zu tun haben. Was Status und Anerkennung bringen sollte, wird zum Stigma. Da der US-Wahlkampf auf das Individuum, nicht die Partei zugeschnitten ist, wird die Niederlage als persönliches Versagen, nicht als Ergebnis einer Vielzahl von Ursachen gewertet. Frühere Leistungen, die dem Kandidaten die Nominierung einbrachten, sind vergessen.

Für Kandidaten, die nach der Wahl nicht in ein Amt als Gouverneur oder Senator auf den Capitol Hill zurückkehren können, beginnt die Sinnsuche. Bob Dole, der 1996 gegen Bill Clinton verlor, galt als einer der mächtigsten Politiker der USA. Für seinen Lebenstraum, Präsident zu werden, hatte er alle Ämter niedergelegt. „Es war meine letzte Chance, ich wollte mich voll auf den Wahlkampf konzentrieren“, sagt er. Am Tag nach der Wahl habe er nichts mit sich anzufangen gewusst, keine Aufgabe mehr gehabt (Interview Seite 34). Der aktuelle Kandidat der Republikaner, Mitt Romney, hätte es leichter. Als Multimillionär und Gründer der Private-Equity-Gesellschaft Bain Capital fiele er vergleichsweise weich. Eine Rückkehr in die Wirtschaft – kein Problem. Bei Obama tut man sich schwerer.

**Wahlkampf** Der Demokrat Howard Dean verlor im Jahr 2004 die Vorwahlen gegen Parteifreund John Kerry: „Ich habe danach tagelang meine Garage aufgeräumt“ (Foto links)

**Romney versus Obama** Das erste TV-Duell der Kandidaten wurde in den USA selbst in Waschsalons übertragen (Mitte). Präsident Barack Obama präsentierte sich schwach, Herausforderer Mitt Romney wirkte kämpferisch (rechts)

FOTOS: ACTION PRESS, JOE RAEDLE/GETTY IMAGES, JIM BOURG/REUTERS

1912  
Woodrow Wilson: 435  
Theodore Roosevelt: 88

1916  
Woodrow Wilson: 277  
Charles Evans Hughes: 254

1920  
Warren G. Harding: 404  
James M. Cox: 127

Interview **Bob Dole**, Ex-Präsidentschaftskandidat der Republikaner

## „Ich schlafe nachts wie ein Baby – und alle zwei Stunden wache ich auf und weine“



Bob Dole (89) war einer der mächtigsten Politiker Washingtons. Seit 1961 arbeitete er auf dem Capitol Hill – acht Jahre im Repräsentantenhaus, dann im Senat, seit 1984 als Mehrheitsführer. 1996 trat er gegen den damaligen Präsidenten Bill Clinton an und verlor. Heute ist er Berater der Kanzlei Alston & Bird

**Senator Dole:** Hier sitze ich – besiegt. **€uro:** Sie sehen gar nicht aus wie ein Verlierer. **Erinnern sich die Leute eher an Niederlagen als an Erfolge?** Ich kann Ihnen sagen, was man irgendwann über mich schreiben wird: Bob Dole, war das nicht dieser Typ, der neben Monica Lewinsky wohnte? **Stimmt das tatsächlich?** Ja, wir waren Nachbarn. Meine Frau und ich haben ihre Wohnung gekauft, als sie ausgezogen ist. Nachdem herauskam, dass sie eine Affäre mit dem damaligen Präsidenten Bill Clinton hatte. **Sie haben 1996 im Präsidentschaftswahlkampf gegen Clinton verloren. Wäre es anders ausgefallen, wenn die Affäre bekannt gewesen wäre?**

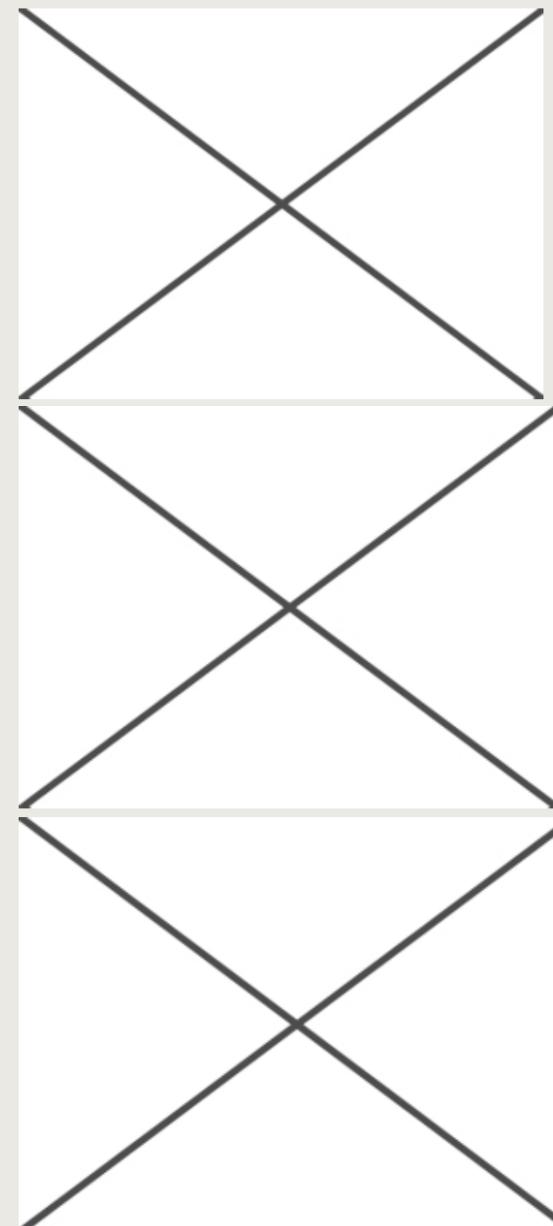
Vielleicht. Aber Clinton war auch ein verdammt guter Wahlkämpfer. Aber das war nicht mein größtes Problem. **Sondern?** Jahre zuvor hatte Richard Nixon mir in einem Brief geschrieben, warum er glaubte, ich hätte die Chance, Präsident zu werden. Aber ganz unten stand: Wenn die Wirtschaft gut läuft, wirst du es kaum schaffen, einen amtierenden Präsidenten zu schlagen. Er hatte recht. **Derzeit sind die Amerikaner sehr unzufrieden mit ihrer Wirtschaftslage.** Stimmt. Wir schulden den Chinesen Milliarden. Über acht Prozent der Bürger sind arbeitslos. Wir haben ein Problem mit illegaler Einwanderung. Deshalb wird Mitt Romney gewinnen. **Mit dem Plan, die Steuern zu senken?** Republikaner haben schon immer geglaubt, dass die wichtigsten Wahlkampfthemen Steuern und Ausgaben sind. Und genau die spricht Romney an. Er hat Erfahrung als Politiker und Unternehmer – die perfekte Besetzung. **Es heißt, in den USA bekommt jeder eine zweite Chance. Gilt das auch für Ex-Präsidentschaftskandidaten?** Romney ist 2008 schon in den Vorwahlen gegen McCain gescheitert. Ich habe 1988 in den Vorwahlen gegen Bush senior verloren und 1996 als Präsidentschaftskandidat gegen Clinton eine zweite Chance bekommen. **Sie sind sogar dreimal angetreten, bereits 1980 haben Sie in den Vorwahlen gegen Ronald Reagan verloren.**

Meine erste Kampagne zähle ich nicht. Ich hatte kein Geld, keine Erfahrung. Das war quasi nur ein Testlauf, bei dem ich auf den Geschmack gekommen bin. **Und seitdem haben Sie am Traum, Präsident zu werden, festgehalten?** Das steckt in unserer DNA. Wir Amerikaner geben nicht auf. Niemals! Das hat schon Winston Churchill proklamiert. Wer scheitert, steht auf, macht weiter. **Trotz Ihres Kampfgeistes und Ihres Erfolg als Senator haben Sie es letztlich nicht geschafft. Das Trauma Ihres Lebens?** Ein paar Jahre lang habe ich nachts oft wach gelegen, bin die Kampagne immer wieder durchgegangen: Was habe ich falsch gemacht, hatte ich den richtigen Vize? Ich hatte das Gefühl, meinen Kopf einziehen zu müssen. Ich hatte meine Partei, die Amerikaner im Stich gelassen. Es hat lange gedauert, bis ich nicht mehr täglich daran gedacht habe. **Und heute, nach all den Jahren?** Nein, es kratzt mich nicht mehr. Ich schlafe nachts wie ein Baby. Und alle zwei Stunden wache ich auf und weine. **Nach der Wahl tingelten Sie durch Talkshows, Sie haben Bücher wie „Die witzigsten Präsidenten – Ich wünschte ich wäre in diesem Buch“ geschrieben und für Viagra geworben. Da hat man gesehen: Der Typ hat Humor. In Ihrer Kampagne kam das nicht rüber.** Mein Berater glaubte, die Wähler wollten keinen Komiker. Ich habe gedacht, dass ein Witz eine Situation entschär-

fen kann. Wenn im Senat gestritten wurde, habe ich oft Scherze gemacht, alle haben gelacht und sich entspannt. **Sie haben gesagt, man lerne aus Niederlagen. Auch noch aus der dritten?** Besonders die hat mir gezeigt, dass ich nichts kontrollieren kann. Die Erfahrung hat mir viel abverlangt. Hätte ich nicht sofort etwas Neues begonnen, würde ich heute an einer Straßenecke sitzen und Bleistifte verkaufen. **Warum sind Sie nicht einfach in die Politik zurückgekehrt?** Ich hatte meine Ämter niedergelegt, um mich auf den Wahlkampf zu konzentrieren. Es war meine letzte Chance. Danach wollte ich nicht zurück. **Sie haben Ihr Leben Ihrem Land gewidmet, vielleicht mehr gegeben, als Sie es als Präsident gekonnt hätten.** Nein, es gibt kein Amt, das einem so viele Möglichkeiten bietet. Ich engagiere mich schon immer, vor allem für Veteranen. Aber das ist nicht das Gleiche. **Sie wurden im Zweiten Weltkrieg schwer verwundet. Seither ist Ihr rechter Arm gelähmt. Hat Ihre Behinderung je Ihre Karriere beeinflusst?** Ich hätte bereits 1988 gewinnen müssen. Aber in New Hampshire wurde ich von einem Schneesturm besiegt, der kurz vor der Vorwahl einsetzte. Ich konnte nichts tun, nur zusehen, wie George Bush sich als Anpacker präsentierte, Schnee schaufelte, auf Räumfahrzeugen fuhr und dann gewann. **Da packt einen doch die Wut.** Heute sind Bush und ich Freunde. Man darf seinen Gegner nie als Feind sehen. Auch Clinton und ich verstehen uns sehr gut und haben gemeinsam viele Spendenaktionen organisiert.

**1988 ist Michael Dukakis für die Demokraten gegen Bush angetreten und hat ebenfalls verloren. Warum?** Weil er mit einem riesigen Helm im Panzer durch die Stadt fuhr – wohl um militärische Stärke zu demonstrieren. Einfach unglaublich. Zuvor hatte er in den Umfragen lange vorn gelegen. **Heute scheitern Kandidaten oft, weil ihnen das Geld ausgeht.** 1996 hatten wir teils gar kein Geld mehr. Ich saß einmal in Florida fest, weil wir unser Flugzeug nicht mehr bezahlen konnten. Ich war so nervös, konnte mir nicht erklären, warum das Spenden sammeln nicht klappte. **Ist es heute leichter?** Das kann ich nicht sagen. Aber Geld ist ein immer wichtigerer Faktor. Derjenige, der nicht genug hat, um im Fernsehen für sich zu werben, hat es schwer. **Dieser Wahlkampf wird der teuerste der US-Geschichte werden. Ist das Weiße Haus „on sale“?** Bis vor Kurzem wusste ich nicht mal von den neuen Super PACs – so weit bin ich von der Politik entfernt. Ich war entsetzt, wie viel Geld sie sammeln. Wenn wir dieses Problem nicht angehen, gerät es außer Kontrolle, dann steht die Demokratie zum Ausverkauf. **Sie haben viele Präsidenten kommen und gehen sehen. Wer war der beste und gehen sehen?** Ronald Reagan hatte eine Aura, mit der er selbst Demokraten überzeugen konnte. **Und welcher Verlierer wäre der beste Präsident gewesen?** Na, ich natürlich!

Das ausführliche Interview mit aktuellen Einschätzungen zur Präsidentschaftswahl 2012 lesen Sie unter: [www.euro-magazin.de](http://www.euro-magazin.de)



**Bob Dole** [1] €uro-Redakteurin Daniela Meyer trifft Bob Dole in seinem Büro in Washington D.C. [2] Im Wahlkampf 1996 diskutiert Präsidentschaftskandidat Dole mit dem damaligen US-Präsidenten Bill Clinton. [3] Typisch amerikanisch: Doles Wahlkampfsticker. [4] Verlierer Dole in der Jay-Leno-Show



1924  
Calvin Coolidge: 383  
John W. Davis: 136



1928  
Herbert Hoover: 444  
Al Smith: 87



1932  
Franklin D. Roosevelt: 472  
Herbert Hoover: 59

Interview **Michael Dukakis**, Ex-Präsidentschaftskandidat der Demokraten

## „Ich hatte eine große Chance, der mächtigste Mann der Welt zu werden – und habe es versemmt“



[1]

Demokrat Michael Dukakis (78) war zwölf Jahre lang Gouverneur von Massachusetts. 1988 verlor er seinen Präsidentschaftswahlkampf gegen George Bush senior. Heute lehrt er als Politikprofessor an der Northeastern University in Boston und der University of California

**€uro: 1988 galten Sie als der nächste Präsident der USA. Doch dann erlitten Sie eine vernichtende Niederlage gegen Georg Bush. Was war passiert?**

**Gouverneur Dukakis:** Mein Fehler war, nicht auf die Attacken der Bush-Kampagne zu reagieren. Sie haben meinen Ruf ruiniert und ich habe zugehört, nicht zurückgeschlagen.

**Weil Sie ein so netter Typ sind?** Ich bin ein positiver Mensch, ich wollte eine positive Kampagne. Ich dachte, den Leuten würde das gefallen. Und das tat es auch, aber man muss auch zeigen, dass man sich wehren kann.

**Was hat Bush Ihnen vorgeworfen?** Am schlimmsten war die Sache mit Willie Horton – ein Mörder, der bei einem Hafturlaub in meinem Heimatstaat

Massachusetts eine Frau vergewaltigte. Dafür machte Bush mich verantwortlich. Eine miese Schmutzkampagne.

**Da ist man doch sicher stinksauer.**

Schon, aber man darf die Angriffe nicht persönlich nehmen. Ich war wütender auf mich selbst als auf Bush. So läuft das. Man verliert und gratuliert dem Gewinner. Es macht keinen Spaß, aber wenn man das nicht kann, sollte man gar nicht erst als Kandidat antreten.

**Es scheint, als hätten die Demokraten nicht viel aus Ihren Erfahrungen gelernt. John Kerry ließ sich im Wahlkampf 2004 vom Sohn Ihres damaligen Gegners, George W. Bush, genauso fertigmachen.**

Dabei ist Kerry ein Kriegsheld. Er hat im Vietnamkrieg fast sein Leben verloren, während Bush zu Hause saß. Dennoch hat der ihn mit Dreck beworfen. **Das hört sich so an, als wären Sie wütender auf den Sohn als auf den Vater.** Bush junior war der schlechteste Präsident, den wir je hatten. Ich muss mich eigentlich dafür entschuldigen, denn hätte ich den Vater geschlagen, hätten wir nie vom Sohn gehört und uns wäre sehr viel Ärger erspart geblieben.

**Was zum Beispiel?** Nach der Amtszeit von Bill Clinton war das Land in fantastischem Zustand. Bush hat es heruntergewirtschaftet. Er hat unser internationales Ansehen beschädigt, uns die Invasion im Irak eingebrockt. Romney unterstützt diese Politik übrigens auch heute noch.

**Glauben Sie, er wird gewinnen?**

Noch vor einigen Wochen hätte ich nein gesagt. Nun bin ich nicht mehr sicher. Die Wirtschaftslage ist schlecht, die Wähler sind unzufrieden. Da kommt es leichter zum Wechsel. Zudem hat Romney mehr Geld, kann mehr Werbung machen, Obama härter attackieren.

**Aber im Gegensatz zu Ihnen wehrt Präsident Obama sich.**

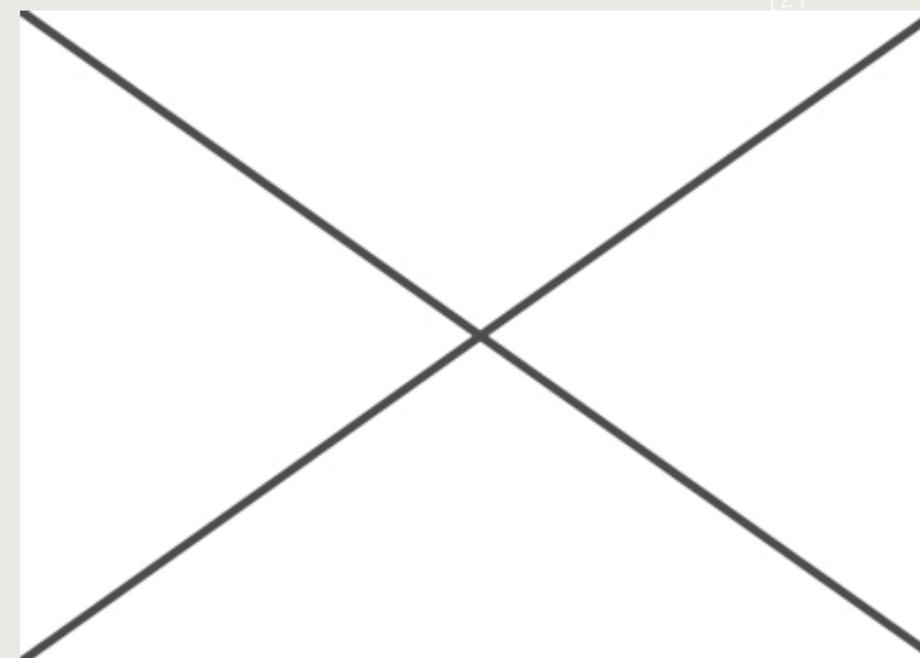
Er hat aus meinen und Kerrys Fehlern gelernt, greift auch mal an. Man muss heute im Wahlkampf aggressiver sein. **Haben Sie den USA mit Ihrem lebenslangen Einsatz nicht einen größeren Dienst erwiesen, als Sie es als Präsident hätten tun können?**

Nein, es ist nichts vergleichbar damit, Präsident zu sein, wirklich etwas verändern zu können. Wäre ich Präsident gewesen, hätten wir heute ein exzellentes Fernverkehrssystem. Und schon lange eine allgemeine Krankenversicherung.

**Denken Sie noch oft darüber nach, was gewesen wäre, wenn?**

Ich würde heute das Gleiche machen, nämlich unterrichten. Meine Leidenschaft. Ich würde es aber lieber als Ex-Präsident denn als Ex-Kandidat tun.

**Viele kehren nach einer verlorenen Präsidentschaftswahl der Politik den Rücken. So auch Bob Dole, der auf republikanischer Seite 1988 in den Vorwahlen gegen Bush antrat. Macht sie das zu Leidensgenossen?**



FOTOS: DANIOLA MEYER, AP/DDP/IMAGES (2)

Ich habe großen Respekt vor Dole. Aber Leidensgenossen – nein. Er hatte seine große Chance als Präsidentschaftskandidat erst 1996, aber auch da ist er gescheitert – gegen Bill Clinton.

**Warum glauben Sie hat er verloren?** Man muss den Wählern ein Gefühl dafür geben, wer man wirklich ist. Und Dole ist einer der witzigsten Politiker, die ich kenne, aber man hat davon im Wahlkampf nichts gemerkt.

**Das ist ein Problem, das auch Romney hat, er gilt als unnahbarer Millionär.** Die Leute wissen nicht, wofür er wirklich steht. Aber in seinem Fall hat das einen Grund: Er ändert seine Meinung täglich. Man kann ihm nicht trauen.

**Die verlorene Wahl 1988 war bereits die zweite Niederlage Ihrer Karriere.** Nach meiner ersten Amtszeit als Gouverneur von Massachusetts bin ich 1979 nicht wiedergewählt worden. Das hat mich eiskalt erwischt. Eine herbe Enttäuschung.

**Schlimmer als die verlorene Präsidentschaftswahl?**

Ich habe damals mehr an mir gezweifelt. Ich dachte, ich hätte einen guten Job gemacht. Die Wähler haben das anders gesehen. Meine zweite Niederlage habe ich kommen sehen.

**Als Gouverneur hatten Sie vier Jahre später ein Comeback. Bekommt jeder in Amerika eine zweite Chance?**

Wenn man in einem parlamentarischen System eine Kanzlerkandidatur verliert, kann man Parteivorsitzender werden. Hier gibt es kaum Präsidentschaftskandidaten, die es ein zweites Mal versuchen und gewinnen. Als Gouverneur oder Senator ist das anders, da kann man immer wieder antreten.

**Es gibt Leute, die behaupten, Niederlagen hätten auch positive Seiten.** Man ist gezwungen, über sich nachzudenken. In der zweiten Amtszeit war ich ein besserer Gouverneur. Ich wurde ein besserer Zuhörer und Vermittler.

**Warum haben Sie nie ein zweites Mal probiert, Präsident zu werden?** Ich hatte meine Wähler, meine Mitarbeiter und Unterstützer enttäuscht. Das

**Michael Dukakis**

[1] In seinem Unibüro in Boston diskutiert der Fast-Präsident mit €uro-Chefreporterin Daniela Meyer. [2] Dukakis im Wahlkampf 1988. Zu seinem Wahlprogramm gehörte der Ausbau des Schienennetzes. [3] Sein Posen im Panzer wurde ihm zum Verhängnis. Amerika lachte ihn aus

war am schlimmsten für mich. Ich hatte eine große Chance zu gewinnen und habe es versemmt. Warum sollten mich die Leute nochmals unterstützen? **Am Tag nach der Niederlage 1988 sind Sie direkt zurück in Ihr Gouverneursbüro gegangen. Arbeitstherapie?**

Ich musste zurück. Ich war noch Gouverneur. Ich durfte keine Zeit mit Grübeln und Jammern verlieren.

**Ist man eigentlich auch ein klein wenig erleichtert, wenn alles vorbei ist?** Die Leute kommen heute noch zu mir und sagen, so hast du dir wenigstens den Stress erspart. Was sie nicht verstehen: Menschen wie ich lieben Druck. Ich will Entscheidungen treffen und nicht von der Seitenlinie zusehen.

**Welcher Verlierer hätte es am meisten verdient gehabt, Präsident zu sein?** John Kerry. Auch Hillary Clinton hat mich sehr beeindruckt. Naja, und dann bin da natürlich noch ich.

Das ausführliche Interview mit aktuellen Einschätzungen zur Präsidentschaftswahl 2012 lesen Sie unter: [www.euro-magazin.de](http://www.euro-magazin.de)



Was würde aus ihm, sollte er verlieren? Er könnte, wie viele Ex-Präsidenten, eine Stiftung gründen, eine Bibliothek aufbauen, als Berater um die Welt jetten. Reine Spekulation. Fakt ist: Viele Ex-Kandidaten ziehen sich nach der Niederlage aus der Politik zurück. Michael Dukakis ist so ein Fall (Interview Seite 36). Aus Pflichtgefühl kehrte er am Tag nach der Wahl, die er im Jahr 1988 gegen George Bush senior verlor, in sein Gouverneursbüro in Massachusetts zurück – allerdings nur um seine verbleibende Amtszeit zu beenden. Seither ist er Politikprofessor. „Meine Leidenschaft“, sagt er. „Aber ich würde lieber als Ex-Präsident denn als Ex-Kandidat lehren.“

Ex-Kandidat Al Gore wurde nach der verlorenen Wahl 2000 zum weltbekanntesten Umweltschützer. Doch selbst der Friedensnobelpreis, den er 2007 für seinen Einsatz erhielt, und den bislang nur vier Präsidenten – Theodore Roosevelt, Woodrow Wilson, Jimmy Carter und Barack Obama – bekamen, wird ihn kaum über die Schmach hinwegtrösten können. Sein Fall war zu dramatisch. Gore bekam zwar mehr direkte Wählerstimmen, aber weniger Wahlmännerstimmen (Grafik Seite 40). „Das kam bislang viermal vor“, sagt Autor Farris. Ein solches

Ergebnis sei eine „bittere Pille“, es zu akzeptieren eine „heldenhafte Tat“. Einig sind sich alle Ex-Kandidaten, mit denen Euro sprach, darüber, dass eine Präsidentschaft mit nichts zu vergleichen ist. Nichts entschädigt für den erlittenen Verlust. Noch dramatischer drückte es Henry Clay aus, als er 1832 gegen Andrew Jackson verlor: „Es ist fraglich, ob wir jemals wieder Licht und Freiheit sehen werden.“ Adlai Stevenson sagte 1952 nach der Niederlage gegen Dwight Eisenhower: „Ich war zu alt zum Weinen, aber es tat zu weh, um zu lachen.“ George McGovern, der 1972 gegen Nixon verlor und zwölf Jahre später von Walter Mondale, den gerade Reagan besiegt hatte, gefragt wurde, wann „die Niederlage aufhören zu schmerzen“, antwortete: „Ich gebe dir Bescheid, wenn es so weit ist.“

Nur wenige schaffen ein politisches Comeback. Verantwortungsvolle Rollen in ihrer Partei ergatterten in der jüngeren Vergangenheit nur John Kerry als Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses im Senat und John McCain als Komiteechef für Handel, Wissenschaft und Transport. Beide mussten hart kämpfen, um ihr Loserimage loszuwerden. So auch Howard Dean, der nach seiner Wahlschlappe als untragbar galt. Erst

nach einjähriger Politpause wurde er 2005 Parteichef der Demokraten. „Eine Genugtuung“, wie er sagt, aber nicht sein größter Triumph. Dean erfand 2004 den Internetwahlkampf. In nur drei Monaten gelang es ihm, über Kleinspenden 15 Millionen Dollar zu sammeln. 2008 übernahm Obama Deans Konzept für sein Fundraising.

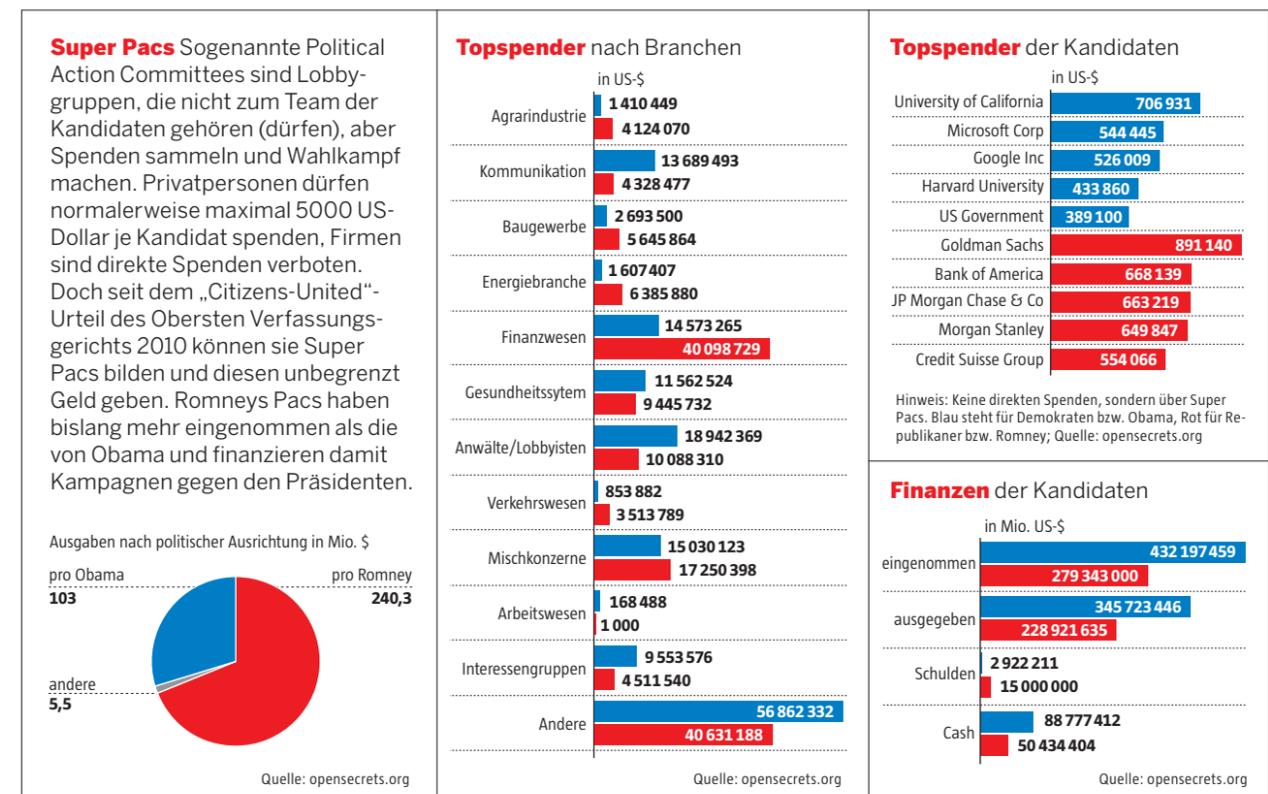
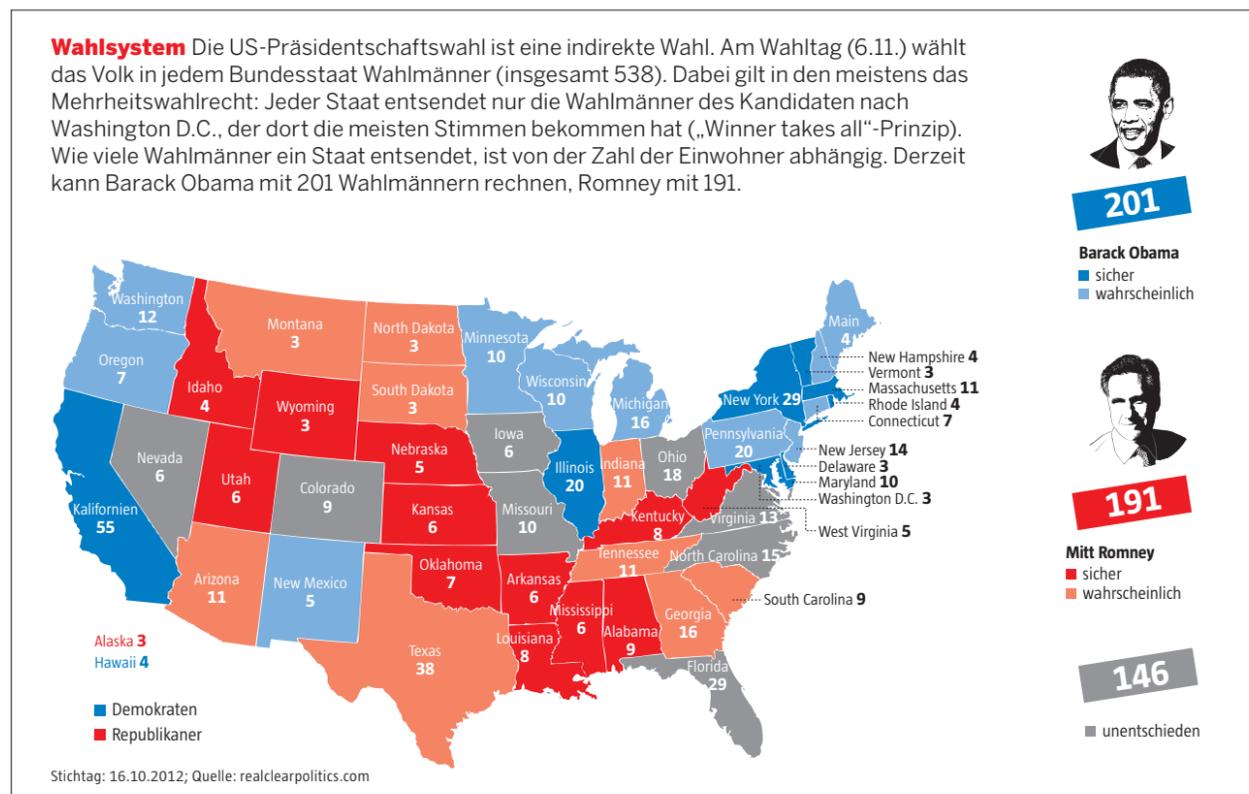
## Das Weiße Haus ist on sale

Geld beeinflusst heute mehr denn je den Wahlausgang. „Wer wenig hat, kann keine TV-Werbung für sich machen“, sagt Ex-Anwärter Richardson. „Ich bin ausgeschieden, weil mir das Geld ausging.“ Der Wahlkampf 2012 wird der teuerste der US-Geschichte. Zwei Milliarden Dollar werden Obama und Romney im Duell ums Weiße Haus ausgegeben. Ein Großteil kommt von Super Pacs (siehe Grafik unten).

Statistisch betrachtet hat Obama als amtierender Präsident eine größere Chance, die Wahl zu gewinnen (Grafik Seite 40). Dagegen spricht, dass unzufriedene Bürger – und das sind die Amerikaner derzeit – in wirtschaftlich schlechten Zeiten zum

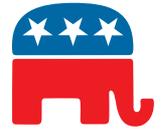
Wechsel tendieren. Eine Einschätzung über den Ausgang der Wahlschlacht 2012 grenzt daher an Wahrsagerei. Vor Kurzem galt Romney noch als erledigt. Bei einer Spendengala hatte er 47 Prozent der US-Wähler als „Opfer“ bezeichnet, die glaubten, Anspruch auf „Gesundheitsversicherung, Lebensmittel und sozialen Wohnungsbau“ zu haben, aber keine Einkommensteuer zahlten. Diese Leute würden Obama wählen. Das demokratische Wahlkampfteam jubelte, Eigentümer Romney. Der volksfremde Millionär, der gemeinsam mit seinem erzkonservativen Vize Paul Ryan auf harte Sparpolitik setzt, wurde vorzeitig zum Verlierer gekürt. Doch dann wendete sich das Blatt ebenso schnell. Obama verlor überraschend das erste TV-Duell. Lustlos wirkte er, Romney hingegen energisch.

Wessen Porträt Anfang November in die „Galerie der Nie-ten“ aufgenommen, wer die Concession Speech halten wird, das ist wieder völlig offen. Fest steht nur, dass er seine Rede traditionell mit einem „God bless America“ beenden wird, wie es seit Walter Mondale 1984 alle Loser tun. Auch wenn der patriotische Gruß heute eher zum Werbeslogan verkommen ist und lediglich noch bedeutet: Die Rede ist zu Ende. →



# Gespaltenes Land Der Grat zwischen Sieg und Niederlage

Statistisch betrachtet ist es wahrscheinlicher, dass der amtierende Präsident Barack Obama die Wahl gewinnt, da Demokraten und Republikaner meistens je zwei Amtszeiten im Weißen Haus regieren



## Präsidentenwahlen mit demokratischem Sieger

## Präsidentenwahlen mit republikanischem Sieger

Wahlmännerstimmen  
**Harry S. Truman: 303**  
 Thomas E. Dewey: 189  
 Verhältnis der Wahlmännerstimmen

Wahljahr  
 1948

1952

1956

1960

1964

1968

1972

1976

1980

1984

1988

1992

1996

2000

2004

2008

2012

**John F. Kennedy: 303**  
 Richard Nixon: 219

**Lyndon B. Johnson: 486**  
 Barry Goldwater: 52

**Jimmy Carter: 297**  
 Gerald Ford: 240

**Bill Clinton: 370**  
 George H. W. Bush: 168

**Bill Clinton: 379**  
 Bob Dole: 159

**Barack Obama: 365**  
 John McCain: 173

**Dwight D. Eisenhower: 442**  
 Adlai Stevenson: 89

**Dwight D. Eisenhower: 457**  
 Adlai Stevenson: 73

**Richard Nixon: 301**  
 Hubert Humphrey: 191

**Richard Nixon: 520**  
 George McGovern: 17

**Ronald Reagan: 489**  
 Jimmy Carter: 49

**Ronald Reagan: 525**  
 Walter Mondale: 13

**George H. W. Bush: 426**  
 Michael Dukakis: 111

**George W. Bush: 271**  
 Al Gore: 266

**George W. Bush: 286**  
 John Kerry: 252



**Richard Nixon** gilt als schlechter Verlierer. Nach seiner Niederlage kündigte er beleidigt den Rückzug aus der Politik an, um dann 1968 doch gewählt zu werden. Er war der bislang letzte Kandidat, der eine zweite Chance bekam und sie nutzte



**John McCain** ist einer der wenigen Kandidaten, die sich nach einer Niederlage wieder als Senator behaupten konnten. Er unterstützt Mitt Romneys Wahlkampf



**Barack Obama** hat schon einmal gewonnen und ist deshalb der 44. Präsident der USA



**Mitt Romney** wird der 45. Präsident der USA – oder der nächste Verlierer



**George McGovern** erlitt eine der klarsten Niederlagen in der Geschichte. Sein Engagement wurde dennoch gewürdigt: 2000 erhielt er die Freiheitsmedaille, die höchste zivile US-Auszeichnung, 2008 den Welternährungspreis



**Walter Mondale** sagte im Wahlkampf: „Reagan wird die Steuern anheben – ich auch. Aber er verschweigt es, ich sage die Wahrheit.“ Der Anfang vom Ende



**Al Gore** wurde Opfer des US-Wahlsystems. Zwar erhielt er 2000 mehr Wählerstimmen, aber weniger Wahlmännerstimmen. Deshalb verlor er knapp